

Leseprobe aus:

**P. J. Tracy**

## **Spiel unter Freunden**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## Kapitel 1

Der Brandy rettete ihm das Leben. Wie jeden Sonntagabend, wenn Schwester Ignatius die Bürde auf sich nahm, für Father Newberry eine «ordentliche Mahlzeit» zu kochen. Was in diesem Teil von Wisconsin im Klartext hieß: Hackfleisch, gegart in Dosensuppe.

Die Art der Zubereitung variierte je nach Laune der guten Schwester: manchmal als Klopse, manchmal als Hamburger und einmal (ein unvergesslicher Anblick) als Hackröllchen, die auf beunruhigende Weise abgehackten Penissen in einer Kasserolle ähnelten – aber die Grundzutaten und die daraus resultierenden Magenbeschwerden waren immer die gleichen.

Father Newberry hatte schon vor langer Zeit die Erfahrung machen müssen, dass Säurehemmer da nichts mehr ausrichten konnten. Nur der Brandy half und ließ ihn rasch in den Schlaf sinken, sodass er glücklich die Zeit vergessen konnte, während sein Magen mit den Dämonen focht, die Schwester Ignatius mit ihrer Freundlichkeit entfesselt hatte.

An diesem Sonntagabend waren die Dämonen besonders zahlreich und grimmig gewesen. In einem Anfall von Gourmet-Wahn hatte die Schwester den Hackbraten in Gott weiß wie vielen verschiedenen Sorten Dosensuppe gegart. Als er darum gebeten hatte, sie möge ihm die Zutaten dieses gewagten kulinarischen Experiments verraten, hatte sie gekichert wie ein Schulmädchen und die Lippen mit einem imaginären Schlüssel verschlossen.

«Ah, ein Geheimrezept.» Er hatte ihr rosiges Gesicht angelächelt und innerlich vor Angst gezittert, dass irgendwo in dem öligen Ozean, in dem ihr Hackbraten ertrunken war, auch Venusmuscheln lauerten.

Und so war es dazu gekommen, dass man das Saftglas ein noch nie da gewesenes zweites Mal mit Brandy füllen musste, und Father Newberry war in seinem Lehnstuhl vor dem Fernseher im Handumdrehen eingnickt. Als er seine Augen wieder aufschlug, herrschte

auf dem Bildschirm Schneegestöber, und die Uhr zeigte fünf Uhr morgens.

Der Priester ging zum Fenster, um die Lampe auszuschalten, und sah den reifbedeckten Wagen auf dem Parkplatz der Kirche. Er kannte ihn nur zu gut: ein Ford Falcon unbestimmbaren Alters, der an dem Krebsgeschwür Rostfraß langsam vor sich hin starb. Kein Wunder, dass in einem Bundesstaat, wo man die Straßen so freizügig salzte wie die Speisen, die braune Pest etliche in die Jahre gekommene Autos dahinraffte.

In einem Moment der Schwäche wünschte er, in sein Bett zurückzuschleichen und so tun zu können, als hätte er den Wagen nie gesehen. Der Wunsch blieb jedoch seine einzige Sünde, denn er befand sich bereits auf dem Weg zur Tür und zog seine Strickjacke über dem geschundenen Bauch fester zusammen, bevor er in die dunkle Kälte des Oktobermorgens hinaustrat.

Die Kirche war alt und in ihrer Schlichtheit fast schon protestantisch, denn die Katholiken im ländlichen Wisconsin betrachteten jede Art von Prunk mit tief sitzendem Argwohn. Die Heilige Jungfrau wirkte wie aus Plastik und besaß eine verdächtige Ähnlichkeit mit der Schaufensterpuppe in der Auslage von Frieda's House of Fashion in der Main Street, und das einzige Bleiglasfenster war seltsamerweise an der Nordseite platziert, wo die Sonne seine Farben niemals funkeln lassen konnte in diesem Hort der Nüchternheit.

Ein freudloser Ort in einem freudlosen Pfarrbezirk in einem freudlosen Bundesstaat, dachte Father Newberry, der das Kalifornien seiner Jugend vermisste, die inzwischen fast vierzig Jahre zurücklag. Wieder einmal beschlich ihn die Vermutung, dass alle schlechten Pfarrer nach Wisconsin versetzt wurden.

John und Mary Kleinfeldt knieten in einer mittleren Kirchenbank, ihre Köpfe auf die gefalteten Hände gestützt und regungslos in jene fromme Hingabe versunken, die dem Father schon seit jeher beinahe zwanghaft erschien. Es war nicht ungewöhnlich für das alternde Ehepaar, die Kirche außerhalb der Messen und Andachten aufzusuchen – manchmal glaubte er, sie zögen die Einsamkeit der Gesellschaft anderer Gemeindemitglieder vor, die sie als von der Sünde

verderbt erachteten. Aber er konnte sich nicht entsinnen, dass sie jemals so früh aufgetaucht waren.

Die Situation ließ nicht an eine schnelle Rückkehr ins heimelige Pfarrhaus denken, auch wenn Father Newberry nicht die geringste Lust spürte, die Kleinfeldts zu fragen, welche Sorge sie heute hergeführt hatte. Denn die Antwort kannte er bereits.

Er seufzte und schritt langsam den Gang entlang, von Pflichtgefühl und einem gütigen Herzen, wenn auch widerwillig, geleitet. «Guten Morgen, John. Guten Morgen, Mary», würde er sagen. «Was bekümmert euch denn heute?» Und dann würden sie ihm berichten, dass sie noch einen weiteren Homosexuellen in seiner Gemeinde entdeckt hatten – einen Mann, dessen Wimpern zu lang waren, oder eine Frau mit einer zu tiefen Stimme, denn derlei genügte ihnen bereits als Beweis.

Es war nicht simple Homophobie; die Kleinfeldts führten einen fanatischen Feldzug gegen die «abstoßende und widernatürliche Beleidigung unseres Herrgotts», und wenn Father Newberry sich ihre selbstgerechten Anklagen anhören musste, war er stets traurig und fühlte sich regelrecht beschmutzt.

O Gott, lass es bitte diesmal etwas anderes sein, betete er, als er sich der mittleren Kirchenbank näherte. Schließlich bin ich mit dem Hackbraten der guten Schwester Ignatius heute bereits genug gestraft.

Und tatsächlich war es etwas anderes. Nicht die mutmaßliche Existenz von Homosexuellen in der Kirchengemeinde machte John und Mary Kleinfeldt an diesem Morgen das Leben schwer, sondern die unbestreitbare Existenz kleiner sauberer Einschusslöcher in ihren Hinterköpfen.

## **Kapitel 2**

Es war nicht der erste Mord in Kingsford County, seit Sheriff Michael Halloran vor fünf Jahren der Stern angeheftet worden war. Man verteilte ein paar Tausend Menschen über den ländlichen Norden Wisconsin, bewaffne die Hälfte von ihnen mit Jagdgewehren und Aus-

beinmessern, gebe hundert Bars in die Mischung, und prompt bringen sich einige der Leute gegenseitig um. So war es nun einmal.

Es kam nicht sehr häufig vor, und größtenteils waren die Tatumstände den Leuten in dieser Gegend wohl vertraut: Kneipenschlägereien, häusliche Streitigkeiten und gelegentlich auch ein offensichtlich fingierter Jagdunfall, wie zum Beispiel bei Harry Patrowski, der seine Mutter durchs Küchenfenster erschoss und später behauptete, er hätte sie mit einem Hirsch verwechselt.

Aber ein altes Ehepaar, niedergeschossen in einer Kirche? Das war schon etwas anderes, etwas Sinnloses und Böses, ein Mord, der nicht zu einer Kleinstadt passte, in der die Kinder auch nach Einbruch der Dunkelheit noch auf der Straße spielten, niemand seine Türen abschloss und die mit Mais beladenen Pferdewagen auf dem Weg zum Futtersilo über die Main Street rumpelten. Himmel, die Hälfte der Leute im County dachten an den Wal-Mart und nicht an Marihuana, wenn sie hörten, dass die Kids sich eine Tüte drehten, und man musste noch immer neunzig Meilen südöstlich nach Greenbay fahren, wenn man sich einen nicht jugendfreien Film ansehen wollte.

Dieser Mord sollte alles verändern.

Vier der fünf Streifenwagen aus der dritten Schicht standen bereits auf dem Parkplatz von St. Luke, als Halloran um sechs Uhr morgens eintraf.

Na toll, dachte er, jetzt hab ich nur noch einen Wagen auf der Straße, und der muss über achthundert Quadratmeilen County kontrollieren. Er sah Doc Hansons hässlichen blauen Kombi, der von zwei Streifenwagen eingekeilt war, und weiter hinten in einer Ecke einen uralten Ford Falcon in einem Unheil kündenden Rechteck aus gelbem Absperrband.

Deputy Bonar Carlson trat aus der Kirche und wartete auf der obersten Stufe. Er zerrte an einem Gürtel, der sich keine Hoffnung machen konnte, es je wieder hinauf zum Bauchnabel seines Trägers zu schaffen.

«Bonar, wenn dein Halfter noch tiefer sackt, musst du dich irgendwann hinknien, um an deine Waffe zu kommen.»

«Und trotzdem würde ich sie immer noch schneller ziehen als du», konterte Bonar grinsend, und das stimmte auch. «Mann, so

früh bist du ja echt fies drauf. Nur gut, dass du nicht die dritte Schicht hast. Du würdest mir die Jungs vergraulen.»

«Dann erzähl mir bitte, dass du den Fall hier schon gelöst hast, damit ich nach Hause fahren und mich wieder ins Bett legen kann.»

«Wie ich's sehe, war's Father Newberry. Vierzig Jahre lang die Beichte abnehmen und Weihrauch schnüffeln, da muss der Tag ja kommen, an dem der arme Kerl ausrastet und zwei Leuten aus seiner Gemeinde in den Hinterkopf schießt.»

«Ich werde ihm stecken, dass du das gesagt hast.»

Bonar stopfte seine dicken Hände in die Jackentaschen und atmete schnaubend eine weiße Wolke aus. Er wurde ernst. «Er hat nichts gehört, hat auch nichts gesehen. Ist nach dem Abendessen vorm Fernseher eingeschlafen und wusste nicht einmal, dass die Kleinfeldts hier waren, bis er um fünf Uhr morgens aus dem Fenster sah und ihren Wagen erkannte. Ging rüber, um nachzusehen, ob er helfen konnte, fand die Leichen, wählte 911, Ende der Geschichte.»

«Nachbarn?»

«Arbeiten wir dran.»

«Und was hältst du von der Sache?»

Es war keine müßige Frage. Bonar mochte vielleicht aussehen und reden und sich benehmen wie ein beliebiger Bauernbursche aus Wisconsin, aber sein Kopf beherbergte ein paar beängstigende Sensoren. Er brauchte nur einen kurzen Blick auf den Tatort zu werfen und konnte Details wahrnehmen, die kein Kriminaltechniker der State Police mit all seinen Hightech-Apparaten jemals herausfinden würde.

Halloran und Bonar hatten gleich nach dem Abschluss der Polizeiakademie einen einjährigen Einsatz in Milwaukee absolviert, bevor sie eilig nach Hause zurückgekehrt waren, um in die Uniform der County Police zu schlüpfen. Sie hatten in jener Stadt zu viel gesehen, was sie noch immer zu vergessen suchten, aber sie hatten auch eine ganze Menge gelernt.

Bonar saugte eine Zeit lang an der Innenseite seiner Wange, und seine dichten Augenbrauen bewegten sich wie zwei Raupen. «Eigentlich sieht es aus wie ein Auftragsmord, aber das ergibt ungefähr genauso viel Sinn wie die These, dass es der Padre war. Ich weiß

nicht. Mein Bauch sagt mir, es war ein Irrer, aber dafür sieht es wiederum zu sauber aus.» Er stieß die schwere Holztür auf.

Lebenslange Konditionierung sorgte dafür, dass Hallorans Hand zuckte, als er an dem Weihwasserbecken vorüberging, aber es war nur noch ein leichtes Zucken, eine letzte Erinnerung, die immer mehr verblich.

Father Newberry saß auf einer der hinteren Bänke, bewegungslos, winzig, alt. Halloran berührte seine Schulter, als er den Gang hinaufging, und spürte als Antwort den sanften Druck trockener Fingerspitzen auf seiner Hand.

Zwei Deputies spannten gelbes Band von Kirchenbank zu Kirchenbank, was wie eine gruselige Parodie des weißen Seidenbandes wirkte, das bei Hochzeiten gespannt wird. Die anderen Polizisten krochen auf allen vieren, um mit Taschenlampen den Fußboden abzusuchen.

Doc Hanson kauerte seitlich in dem schmalen Spalt zwischen den Kleinfeldts und der Bank vor ihnen. Seine Augen und Hände waren ganz mit den Toten beschäftigt, die Lebenden kümmerten ihn nicht. Niemand sprach. In der Kirche war es absolut still.

Halloran umkreiste langsam den Schauplatz des Verbrechens, ließ den Eindruck auf sich wirken. Irgendetwas war falsch; irgendetwas stimmte nicht an den Leichen. Die Antwort schwirrte am Rand seines Bewusstseins, nur ein wenig außerhalb seiner Reichweite.

«Anhand der Leichenstarre – mehr oder weniger vier Stunden», sagte Doc Hanson, ungefragt und ohne aufzusehen. «Ich werde die Temperatur messen, sobald ich so weit bin, dass ich sie bewegen kann. Harris, gib mir einen von deinen Beuteln, ich hab hier ein Haar.»

Weit weg, dachte Halloran und räumte das Feld, ging den Kirchengang zurück in Richtung Father Newberry. Wer immer das hier getan hatte, konnte inzwischen in New York sein, aber auch in Kalifornien ... oder direkt nebenan.

«Also, sie wurden von allen gehasst?»

«Das hab ich nicht gesagt, Mikey.»

«Father, seien Sie mir nicht böse, aber würden Sie mich bitte nicht Mikey nennen, wenn ich im Dienst bin.»

«Tut mir Leid, ist mir so rausgerutscht.» Father Newberry lächelte den einzigen Mann auf dieser Welt an, von dem er wahrhaftig und ohne Vorbehalte sagen konnte, dass er ihn auf höchst menschliche Weise wie einen Sohn liebte. Michael Vincent Halloran war breitschultrig und groß und wirkte beeindruckend mit der Waffe an der Hüfte und dem Sheriffstern auf der Brust, aber der Pfarrer sah immer noch Mikey, den Ministranten, vor sich, dunkel und gefühlsbetont in diesem Land der Blonden und Banalen, den Jungen, der ihm in jenen Jahren vor der Pubertät gefolgt war, als sein Amt noch eine geradezu magnetische Anziehungskraft ausgeübt hatte.

«Okay, wer waren dann ihre Freunde?»

Der Pfarrer seufzte. «Sie hatten keine Freunde.»

«Sie sind nicht sehr hilfreich, Father.»

«Nein, vermutlich nicht.» Father Newberry betrachtete stirnrunzelnd das gelbe Plastikband um die Kirchenbänke vor ihm, in deren Zentrum sich John und Mary Kleinfeldt befanden. Doc Hanson kramte inzwischen in seinem Beutel, stieß dabei gegen John Kleinfeldts Leiche und packte sie an der Schulter, als sie umzukippen drohte. Father Newberry schloss die Augen.

Halloran versuchte es nochmal. «Sie sagten, die beiden versuchten, mehrere Mitglieder aus der Kirchengemeinde ausschließen zu lassen, weil sie meinten, es wären Homosexuelle. Ich brauche eine Liste dieser Leute.»

«Aber keiner von denen hat es ernst genommen. Ich weiß von keinem Einzigen, der sich wirklich aufgeregt hätte, denn die Anschuldigungen waren einfach zu absurd.»

«Also war keiner von denen wirklich schwul.»

Father Newberry zögerte abermals. «Soweit ich weiß, nein.»

«Trotzdem brauche ich eine Liste, Father. Haben Sie eine Akte über die Kleinfeldts? Verwandte und so weiter?»

«Im Kirchenbüro, aber Familienangehörige gab es keine.»

«Keine Kinder?»

Father Newberry sah auf seine Hände hinunter, auf die Knie seiner Hosen, die ihn als hauptamtlichen Bittsteller auswiesen, und er dachte, hier ist sie nun, die Grauzone; jener gefürchtete Ort, an dem die Verpflichtungen gegenüber den staatlichen Behörden und seinem seelsorgerischen Amt auf grässliche Weise aufeinander prallten. Er kramte in seinem Gedächtnis nach dem, was er sagen durfte, und tat beiseite, was nicht. «Ich glaube, sie hatten ein Kind, aber sie weigerten sich, von ihm zu erzählen. Oder von ihr. Ich weiß nicht einmal, ob es sich um einen Sohn oder um eine Tochter handelte.»

«Aber das Kind lebt noch?»

«Auch das weiß ich nicht. Tut mir Leid.»

«Kein Problem. Gibt es sonst noch etwas, was Sie mir über die beiden sagen könnten?»

Der Pfarrer runzelte die Stirn und hakte in Gedanken die jämmerlich wenigen Bruchstücke ab, die er über die Kleinfeldts wusste. «Sie waren im Ruhestand, klar, in ihrem Alter. Beide in den Siebzigern, wenn ich mich recht erinnere. Sehr fromm, aber eher in ihrem eigenen Sinne als in dem Gottes, wie ich leider sagen muss. Und sehr einzelgängerisch. Ich denke, sie trauten keiner lebendigen Seele, mich eingeschlossen, und ich fand das immer sehr, sehr traurig. Aber ich nehme an, das ist kein ungewöhnlicher Charakterzug bei reichen Leuten.»

Halloran schaute skeptisch auf die recht schäbig gekleideten Leichen. «Viel Land, aber trotzdem knapp bei Kasse?»

Father Newberry schüttelte den Kopf. «Ihren Zehnten haben sie immer bezahlt. Jedes Jahr am 31. Dezember schickten sie einen Scheck und eine Erklärung ihres Buchhalters, um zu beweisen, dass es sich um exakt zehn Prozent handelte, als würde ich daran zweifeln.»

Halloran murmelte: «Seltsam.»

«Sie waren ... ungewöhnliche Menschen.»

«Und wie reich waren sie?»

Der Pfarrer blickte auf, suchte und fand seine Erinnerung an der Kirchendecke. «Über sieben Millionen, glaube ich, aber das war vergangenes Jahr. Es dürfte inzwischen beträchtlich mehr sein.»

Hinter ihnen wurde die Kirchentür geöffnet und wieder geschlossen. Kalte Luft strömte durch den Mittelgang, gefolgt von Bonar. Er

blieb neben Halloran stehen. «Von den Nachbarn haben wir nichts erfahren. Die Kriminaltechniker von der State Police rücken gerade an.» Aus zusammengekniffenen Augen musterte er Hallorans Gesicht. «Was ist? Hast du was?»

«Vielleicht ein Motiv. Der Father erzählte mir gerade, dass sie millionenschwer waren.»

Bonar warf einen Blick auf die Leichen. «Die doch nicht.»

«Es ist nicht unbedingt ein Motiv, Mike», warf der Pfarrer ein. «Es sei denn, du verdächtigst mich. Sie haben ihren gesamten Besitz der Kirche vermacht.»

Bonar stieß Halloran mit dem Ellbogen an. «Ich sagte doch, der Padre war's.»

Father Newberry hätte beinahe geschmunzelt, konnte sich aber gerade noch zurückhalten. «Diese Evangelen», murmelte er stattdessen.

Weiter vorn in der Kirche stand Doc Hanson abrupt auf. «Oh, verdammst.» Mit einem kurzen, schuldbewussten Blick auf Father Newberry fügte er hinzu: «Entschuldigung, Father. Mike, komm doch bitte mal her und sieh dir das an.»

Unter dem schwarzen Mantel, den Doc Hanson aufzuknöpfen begonnen hatte, war Mary Kleinfeldts ehemals weiße Bluse durchtränkt von rotbraunem Blut, das gerann. Der Geruch hing über dem Kirchengestühl.

«Wurde ihr auch in die Brust geschossen?», fragte Halloran.

Doc Hanson schüttelte den Kopf. «Höchstens mit einer Kanone. Das Einschussloch im Kopf sieht aus wie von einer .22er, und das hier ist viel zu viel Blut für eine Wunde dieses Kalibers.» Er knöpfte die durchweichte Bluse auf und öffnete sie. Die beiden Deputies, die zuschauten, wichen augenblicklich einen Schritt zurück.

«Grundgütiger Himmel», flüsterte einer von ihnen. «Hat sich da jemand an einer Do-it-yourself-Autopsie versucht?»

Mary Kleinfeldts Schlüpfer und ihr Büstenhalter waren in der Mitte durchtrennt und zu den Seiten hin abgestreift worden. Von blauen Venen durchzogene Haut, die nie die Sonne gesehen hatte, wurde nun sichtbar. Ein vertikaler Schnitt klappte in ihrer Brust und ließ das Brustbein erkennen. Eine zweite Wunde verlief horizontal

und war so tief, dass die untere Hälfte ihrer Brüste von innen nach außen gestülpt war.

Halloran konnte den Blick nicht von der alten Frau lösen. Eine Angst, die er noch nie verspürt hatte, kroch in ihm hoch. «Das da ist keine Amateur-Autopsie», sagte er leise. «Das ist ein Kreuz.»

### **Kapitel 3**

Grace MacBride wohnte im Merriam-Park-Viertel von St. Paul, in einem Block hoher, schmaler Häuser, die sich noch an die Roaring Twenties erinnern konnten. Ihr Hinterhof war sehr klein, und der massive Holzzaun, der ihn umschloss, sehr hoch. Mitch sagte, man käme sich vor wie in einem Schuhkarton ohne Deckel, aber Mitch hatte eben ein Problem mit solchen kleinen, geschlossenen Räumen, in denen Grace sich geborgen fühlte.

Der Baum war der wahre Grund, warum sie das Haus gekauft hatte. Nach den Maßstäben von Mitch, der im Grünen wohnte, war es kein besonders großartiger Baum, denn er hatte einen dicken, gedrungenen Stamm und knorrige Äste, die zur Seite wuchsen statt in die Höhe, gerade so als hätten sie die Last des Himmels zu tragen. Aber, bei Gott, es war eine Magnolie, und die waren selten in Minnesota. Ein wahrer Schatz.

Mitch hatte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als auf das beengte Grundstück hinzuweisen, die Feuerwache ganz in der Nähe, das festgetrampelte Rechteck aus Sand, welches der Immobilienmakler als Hinterhof bezeichnet hatte; aber es war ihm damals nur darum gegangen, ihr den Hauskauf auszureden und sie stattdessen in die Suburbs von Minneapolis zu locken, denn dort wohnten er und Diane in einer Gegend, wo die ausgedehnten Rasenflächen so makellos gestutzt waren, dass sie aussahen, als würden sie um Hilfe schreien.

«Hier hast du so viel Platz», hatte er zu ihr gesagt, «so viel freie Fläche, dass du die Leute sehen kannst, die dich in einer Viertelstunde besuchen kommen.»

Grace hatte nur gelächelt und geantwortet: «Dies Haus hat aber eine Magnolie.»

«Aber nicht mehr lange. Wenn es wirklich eine Magnolie ist, wird sie in einem Jahr eingegangen sein.»

Das war vor fünf Jahren gewesen, und Grace hatte nicht ein einziges Mal geglaubt, dass der Baum eingehen würde, wenngleich er Jahr für Jahr den Eindruck machte, Selbstmord begehen zu wollen. In jedem Herbst warf er sich kräuselnde Blätter in einem lärmenden Schauer ab, als habe er einfach nicht die Kraft, noch länger an ihnen festzuhalten. Aber in jedem Frühling schwoilen die Knospenbüschel an und platzten, und in einem seltsamen Anfall von Optimismus winkten schon bald winzige grüne Finger einem nun wieder blauen Himmel zu. Der Baum war ein Überlebenskünstler, genau wie Grace.

An diesem Morgen stand er schlaff in der trockenen Herbstluft und drohte schon beim nächsten Herzschlag alle Blätter abzuwerfen. Grace hatte einen Schlauch an den Stamm geführt und wässerte den Baum.

Sie und Charlie saßen auf den beiden schweren Holzsesseln gegenüber dem Baum, lauschten auf das Rieseln des Wassers und sahen einfach zu, wie der Morgen seinen Lauf nahm. Grace war wie eine Mumie in einen langen Bademantel gehüllt, Charlie war nackt.

«Du musst aufhören, immer an den Stamm zu pinkeln. Zu viel Ammoniak.» Kaum noch wahrnehmbare Spuren eines Südstaatenakzents gaben ihrer Stimme eine weiche Melodie, die jedoch von den spröden, kalten Kadenzen des Nordens verunstaltet wurde.

Charlie wandte den Kopf und beobachtete mit hingebungsvoller Aufmerksamkeit, wie Grace aus ihrer Tasse trank.

«Vergiss es. Er ist nicht koffeinfrei.»

Charlie seufzte tief und sah dann weg. Er war eine heillose Promenadenmischung, zusammengebastelt von einem blinden Dr. Frankenstein. Die Größe und Masse eines Schäferhundes, das grobe Fell eines Drahthaarterriers, die langen Schlappohren eines Jagdhundes und dazu der völlig unbehaarte Stummel eines Schwanzes, den irgendwer abgebissen haben musste, bevor sie Charlie kennen gelernt hatte. Charlie war auch ein Überlebenskünstler.

Grace bewegte sich auf dem Stuhl, spürte, wie die Waffe in der übergroßen Bademanteltasche verrutschte, und griff nach ihr, bevor sie gegen den Holzstuhl schlagen konnte.

Das Halfter ist kein modisches Zubehör. Es ist eine Notwendigkeit, die der Sicherheit dient. Tragen Sie daher Ihre Waffe stets in einem Halfter, wenn Sie sie bei sich haben, und niemals, wirklich niemals lose in der Tasche – hat der Kurs mich klar verstanden?

Nun ja, Grace hatte ihn sehr wohl verstanden, aber manchmal musste man sich auch mal auf ein kleines Risiko einlassen, weil ansonsten aus Vorsicht Paranoia wurde und schließlich das Leben beherrschen konnte. In ihrem Bademantel auf ihrem eigenen Hinterhof sitzen zu können gehörte zu den Dingen, die ihrer Ansicht nach ein gewisses Risiko wert waren. Aber natürlich nicht ohne Waffe – so dämlich war sie auch wieder nicht.

«Es war sehr nett hier mit dir, aber ich muss zur Arbeit.»

Charlie jaulte kurz und rutschte mit seinem Hintern auf dem Stuhl hin und her. Er wirkte dabei wie ein alter Mann in einem Pelzmantel.

«Bemüh dich nicht. Ich finde allein hinaus.»

Sie brauchte fünf Minuten, um sich anzuziehen. Jeans, T-Shirt, ein schwarzer Staubmantel aus Leinen, der allen Wetterunbilden trotzte, und natürlich die englischen Reitstiefel. Wer erfahren hatte, dass sie im ganzen Leben noch nie auf einem Pferd gesessen hatte, hielt es für eine Modelaune. Nur fünf Menschen auf der Welt wussten es besser.

Vielleicht auch sechs.

Auf der Fahrt zur Arbeit sah sie mehrere Streifenwagen am Rand des River Parkway stehen. Ein toter Jogger am Flussufer, dachte sie automatisch.

Es war eines jener außergewöhnlichen Jahre, in denen die Herbstfarben am Mississippi einem beinahe den Atem raubten. Das Laub des Sumachs flammte rot, der Ahorn glühte in überirdischen Tönen von Rosa und Orange, und die zarten Blätter der Espen schimmerten wie Goldlamé an einer Drag Queen.

Detective Leo Magozzi war noch bei der Fußstreife eingesetzt, als er die Farben das letzte Mal so intensiv erlebt hatte. Obwohl er damals so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen war, dass er sonst kaum etwas von seiner Umwelt wahrnahm – eine der Ursachen des Durch-

einanders in seinem Leben. Trotzdem war ihm in jenem Herbst das Farbenspiel des Laubs nicht entgangen.

Aquarellfarben können das nicht wiedergeben, dachte er, als er den West River Boulevard entlangfuhr. Dafür brauchte man unbedingt Ölfarben.

Vor sich sah er die Blaulichter von mindestens acht Streifenwagen und dem Einsatzwagen der Kriminaltechniker vom Bureau of Criminal Apprehension. Bis jetzt noch kein TV-Übertragungswagen, Gott sei Dank, aber er hätte seine Pension verwettet, dass es nur noch Minuten dauern würde, bis die Presse auftauchte.

Ein junger Cop mit Babyface regelte den Verkehr und hielt dabei auch ein wachsames Auge auf ein Grüppchen Gaffer, das in der Morgenkälte bibberte und hoffte, vielleicht doch noch einen Blick auf das Unglück eines Mitmenschen erhaschen zu können. Magozzi war überrascht, dass es nicht mehr waren – in Minneapolis war Mord eigentlich immer eine Nachricht, die sich blitzschnell herumsprach, aber in diesem Viertel war es wirklich ein Riesenergebnis.

Er fuhr langsam an den Randstein und zeigte Baby Cop seine Marke, der vergeblich versuchte, seinen Namen richtig auszusprechen.

«Guten Morgen, Detective ... Mago-zee?»

«Mago-tsee. Mit ts wie in Tsetsefliege.»

«Oh. Wie in was?»

«Vergessen Sie's. Ist Detective Rolseth schon da?»

«Rolseth ... etwas kleiner, helle Haare?»

«Hört sich gut an.» Magozzi musste Baby Cop Diplomatiepunkte zubilligen, weil er auf einige der deftigere Ausdrücke verzichtet hatte, die er zur Beschreibung seines Partners immer wieder hörte, wie zum Beispiel «Wampe» und «Halbglatze». Der junge Bursche war vielleicht nicht das allerhellste Licht, aber zum Polizeichef reichte es möglicherweise doch noch.

Baby Cop zeigte mit dem Finger auf eine Reihe riesiger und teurer alter Häuser, die hinter ansteigenden manikürten Rasenflächen hoch über der Straße thronten. «Er ist mit ein paar von den Jungs auf Tür-zu-Tür-Vernehmung gegangen, bevor die Leute zur Arbeit fahren müssen.»

Magozzi nickte, stieg dann über das gelbe Absperrband und

stapfte durch das herumliegende Laub. Dabei schob er seine Hände tiefer in die Trenchcoattaschen, um sie vor der Kälte des Windes zu schützen, der vom Fluss kam.

Die Kriminaltechniker vom BCA waren über einen Grasstreifen zwischen Boulevard und Flussufer ausgeschwärmt, markierten die Umgebung des Tatorts und schritten ein Raster aus Hilfslinien ab. Er grüßte die wenigen von ihnen, die er kannte, im Vorübergehen mit einem Kopfnicken und strebte dann auf den Uferrand zu, wo sich ein hoch gewachsener, schlaksiger Mann in einem olivgrünen Mantel über eine Leiche beugte. Obwohl er Magozzi den Rücken zukehrte, verriet das schwarze Haar die Identität des Mannes ebenso unzweifelhaft wie die hängenden Schultern, die um Entschuldigung für den extremen Körperwuchs zu betteln schienen.

«Anantanand Rambachan.» Magozzi ließ sich den Namen des Mannes immer wieder auf der Zunge zergehen. Es war, als vernaschte er einen Windbeutel.

Dr. Rambachan drehte sich um und hieß Magozzi mit einem strahlenden Lächeln am Tatort willkommen. «Detective! Ihr Hindi-Akzent klingt heute Morgen ganz ausgezeichnet!» Seine dunklen Augen mit den schweren Lidern funkelten schelmisch. «Und was sehe ich denn da? Sie sind ja so herausgeputzt! Sie sind bestimmt auf der Pirsch.»

«Äh?»

«Sie haben Gewicht verloren, der Tonus ihrer Muskeln ist ausgeprägter ... was nur bedeuten kann, dass sie endlich ihres einsamen Lebens überdrüssig sind und jetzt die Gesellschaft des schönen Geschlechts suchen.»

«Nächsten Monat stehen in unserer Abteilung die Fitness-Prüfungen an.»

«Daran könnte es auch liegen.»

Magozzi hockte sich hin, um einen kurzen Blick auf die Leiche zu werfen. Das Opfer war jung, nicht viel älter als zwanzig, trug Jogginghosen aus Nylon und ein ausgewaschenes Sweatshirt. Sein regloses, wächsernes Gesicht schien ausdruckslos, und die offenen Augen waren vom Tod getrübt. «Sehen Sie hier?» Rambachan deutete auf ein kleines dunkles Loch gleich über der linken Augenbraue.